

**Josef Freise**

**Einführungsvortrag auf dem Begegnungstreffen am 9. März 2007:**

**„Interreligiöser Dialog zwischen Christen und Muslimen. Eine Aufgabe für katholische Hochschulen“**

Sehr geehrte Damen und Herren des Verwaltungsrates,  
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen aus der Lehre und der Verwaltung,  
liebe Gäste,

der Rockmusiker Herbert Grönemeyer geht derzeit mit neuen Liedern auf Deutschlandtournee und das erste Lied seiner neuen CD lautet: „Ein Stück vom Himmel“: „...ein Stück vom Himmel, der Platz von Gott, Du bist überdacht von einer grandiosen Welt, Religionen sind zu schonen, sie sind für die Moral gemacht...“ Religion im Allgemeinen und der interreligiöse Dialog im besonderen sind en vogue, ein „Megathema“ in der Öffentlichkeit. So bringt die Wochenzeitung Die ZEIT derzeit eine Serie zu den sechs Weltreligionen. Der Islam steht bei den Debatten um Religion im besonderem Focus: Das Zweite Deutsche Fernsehen plant im Internet ein muslimisches „Wort zum Freitag“ und überlegt, ob es auch im Fernsehen einen Sendeplatz bekommt. Der Bau von Moscheen schlägt regelmäßig hohe Wellen. Mit den türkischen Arbeitsmigranten kamen Muslime in großer Zahl nach Deutschland. Dass Religion und hier insbesondere der Islam im Brennpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit steht, hat mit dieser Einwanderung zu tun. Lange hielt man sich an die These, dass die religiöse Bindung mit einem Ortswechsel nachlässt. Zunehmend zeigt sich jedoch, dass Religion die Chance der Beheimatung in der Fremde bietet. Religion als „portable Heimat“ ist nicht nur für die zugewanderten Muslime, sondern auch für die zugewanderten orthodoxen Christen aus Griechenland und die katholischen Christen aus Polen, Italien, Spanien und Portugal von Bedeutung. Sie leben ihren Glauben intensiver und offensichtlicher als die einheimischen Christen. Wenn man den Gottesdienstbesuch von Zugewanderten und Einheimischen in Deutschland vergleicht, dann kann man für die Wochenenden in Hamburg, Berlin, Frankfurt und München sagen, dass dort mehr Zugewanderte die Kirchen und Moscheen besuchen, als dass Einheimische in den Kirchen zu finden sind. Die Shell-Jugendstudie „Jugend 2006“ bestätigt das auch für die zugewanderten Jugendlichen und sieht in der Religiosität Jugendlicher einen zentralen Unterschied zwischen einheimischen Jugendlichen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund: In den neuen Bundesländern ist der Zugang einheimischer Jugendlicher zur Religion marginal, in den alten Bundesländern bezeichnet sich 1/3 der einheimischen Jugendlichen als religiös. Aber es sind 2/3 der jugendlichen Zuwanderer, die sich religiös nennen. Das ist die erste von fünf Thesen meiner Einführung in die Thematik des heutigen Tages:

1. These: Das neue Interesse an Religion und die Relevanz des interreligiösen Dialogs sind vor allem ein Ergebnis der Zuwanderung. Deutschland ist nicht mehr nur ein Land mit unterschiedlichen christlichen Konfessionen; wir sind insbesondere mit den jüdischen Kontingentflüchtlingen aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion und den muslimischen Arbeitsmigranten ein multireligiöses Land geworden.

Ich fahre sofort mit der zweiten These fort:

2. These: In der multireligiösen Gesellschaft bleibt Religion nicht mehr privat, sondern wird öffentlich. Dies ist ein Kennzeichen der postsäkularen Gesellschaft.

Jürgen Habermas hat den Begriff der postsäkularen Gesellschaft in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Oktober 2001 kurz nach dem Anschlag des 11. September bekannt gemacht und später noch einmal im Gespräch mit dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger im Jahr 2004 ausgeführt. In der nachindustriellen Gesellschaft gewinnen, so Habermas, die Märkte Steuerungsfunktionen in Lebensbereichen, die bisher normativ über politische oder vorpolitische Kommunikationsformen zusammen gehalten wurden. Dadurch gerät gesellschaftliches

Handeln immer mehr unter die Logik eines erfolgsorientierten, an eigenen Präferenzen orientieren Handelns. Auf diesem Hintergrund kommt es zu einer Revalitisierung von Religion mit dem Theorem, dass die religiöse Ausrichtung auf einen transzendenten Bezugspunkt aus der Sackgasse einer globalisierten Industriegesellschaft heraus helfen kann. Der Begriff der postsäkularen Gesellschaft beinhaltet nach Habermann zwei Tendenzen: Die weiter voranschreitende Säkularisierung und das Wiedererstarken von Religion. Das Erstaunliche ist, dass der sich als „religiös unmusikalisch“ bezeichnende Philosoph Habermas für die Zukunft empfiehlt, dass säkulare Philosophen die metaphysisch-religiösen Ursprünge ihres Denkens reflektieren sollten und dass die Theologen zugleich den Anschluss an die Selbstreflexion der Vernunft weiter suchen sollen. Der Dialog zwischen beiden Richtungen kann einen komplementären Lernprozess beinhalten. Neu ist, dass Religion nicht mehr auf die private Sphäre verwiesen wird nach dem Motto der Aufklärung, dass im öffentlichen Raum mit Argumenten der Vernunft gestritten werden soll und dass die religiösen Überzeugungen des Einzelnen in der Privatsphäre ihren Platz hätten. Habermas betont ausdrücklich, dass die nichtgläubigen Menschen den gläubigen Mitbürgern nicht das Recht bestreiten sollen, in religiöser Sprache Beiträge zur öffentlichen Diskussion einzubringen. Er argumentiert hier ganz ähnlich wie der katholische Theologe Johann Baptist Metz, der in der globalisierten marktfixierten Gesellschaft eine Abkoppelung von religiösen Traditionen sieht. Fremdes Leid, so Metz, werde nicht mehr wahrgenommen, obwohl doch der Universalismus christlicher Prägung gerade darin seinen Ursprung habe, dass es überhaupt kein Leid gibt, das uns nichts angeht. Wie Habermas sieht Metz in dem öffentlichen Dialog mit religiösen Traditionen die Chance, einer Gesellschaft, die immer weniger über die Logik des Marktes und des Tausches hinauskommt, etwas entgegen zu setzen. Metz formuliert eine zentrale Aufgabe des interreligiösen Dialogs so: „Man darf wohl sagen, dass alle großen Religionen der Menschheit um die Mystik des Leidens konzentriert sind. Und das wäre m. E. auch die Basis einer Koalition der Religionen... – im gemeinsamen Widerstand gegen die Ursachen ungerechten und unschuldigen Leidens in der Welt ...“

3. These: Verwurzelung in der eigenen Religion und interreligiöser Dialog in der multireligiösen Gesellschaft gehören zusammen. Erst beides gemeinsam konstituiert religiöse Identität.

Zur Identität gehört zu wissen, wer ich bin und wer ich nicht bin. Religiöse Identität entwickelt sich erst in der Auseinandersetzung mit andersreligiösen und nichtreligiösen Vorstellungen. Wir kennen vornehmlich und zum Teil aus eigener Erfahrung das Muster volksskirchlicher Religiosität, bei der Kinder quasi mit der Muttermilch auch eine religiöse Verwurzelung durch religiöse Traditionen und Riten erfahren und darauf aufbauend eine religiöse Erwachsenenidentität entwickeln. Wie aber finden Jugendliche und Erwachsene eine religiöse Beheimatung, wenn sie ohne religiöse Verwurzelung im Elternhaus sich später erst beispielsweise mit dem Katholizismus oder dem sunnitischen Islam vertraut machen? Religiöse Identitätsfindung hat zwei Zielrichtungen: die Beheimatung und Verwurzelung in der eigenen Religion und den friedlichen, wertschätzenden Umgang mit Menschen andersreligiöser oder auch nichtreligiöser Auffassung. Religiöse Beheimatung in der von vielfältigen religiösen und nichtreligiösen Wertvorstellungen geprägten Gesellschaft ist ein komplizierter Prozess, der sowohl intrareligiöses, als auch interreligiöses Lernen beinhaltet.

„Im Haus des Vaters gibt es viele Wohnungen (Joh 14,2).“ Dieses Bibelwort kann man auch so deuten, dass im Himmel Menschen unterschiedlicher Religionen einen Platz finden. Aber Wohnungen sind erst einmal klar abgegrenzte Einheiten, die man öffnen kann und soll und in die man sich auch gegenseitig einlädt. Durch den interreligiösen Dialog sollen die Wohnungen aber nicht zu einem Großraumbüro umgebaut werden, in dem kein Heimatgefühl entsteht und in dem am Ende sich niemand wohl fühlt. Das war wohl auch die Sorge im Erzbistum Köln, dass in Schulen bei multireligiösen Schulfeiern das Typische der jeweils eigenen Religion nicht mehr erkennbar sei. Nach den hohen Wellen, die der Erlass des Kardinals geschlagen hatte, keine multireligiösen Schulfeiern unter Mitwirkung von katholischen Seelsorgern und Religionslehrern an Schulen durchzuführen, hat inzwischen der Generalvikar der Erzdiözese Köln auf einer öffentlichen Veranstaltung im Domforum präzisiert, dass auf Schulfeiern durchaus Gebete verschiedener religiöser Traditionen gesprochen werden dürften, nur solle es aus religionspädagogischen Erwägungen keine ausdrücklichen

multireligiösen Schulfestern unter katholischer Beteiligung an Schulen mehr geben. Wie die Lernprozesse der religiösen Identitätsfindung in der postsäkularen Gesellschaft funktionieren, ist noch viel zu wenig erforscht. Könnte es nicht eine Aufgabe der KFH sein, hier im Rahmen von Praxisforschung Modelle des intra- und interreligiösen Lernens in Schule, Kinder- und Jugendarbeit und in der Erwachsenenbildung in der Entwicklung zu begleiten und zu evaluieren?

In meiner 4. These möchte ich auf die Konstruktionen und Bilder in den Köpfen zu sprechen kommen, die auf den interreligiösen Dialog einwirken.

4. These: Der interreligiöse Dialog wird durch dichotomisierende Bilder und Freund-Feind-Schemata behindert und gefährdet.

Nach einer Allensbach-Umfrage aus dem Jahr 2004 bringen 83% der befragten Deutschen den Islam mit Terror in Verbindung. 81% halten Muslime für fanatisch und radikal und 70% für gefährlich. Helmar Lutz und Rudolph Leiprecht kritisieren das dichotomisierende Muster auch in Teilen der feministischen Bewegung, mit dem der islamische Mann als Feind der Frauen stilisiert werde. Die Kopftuch tragende Muslima werde entsprechend als Opfer wahrgenommen und ihr werde das Subjektsein abgesprochen. Dichotomisierende Bilder, also Bilder nach dem Schwarz-Weiß-Muster, gibt es im Umgang mit dem Islam in zwei Varianten. Die häufigere Variante ist die Islamphobie. Die andere Variante ist die in Sozialarbeiterkreisen durchaus auch bekannte undifferenzierte und unkritische Islamophilie. Was wir brauchen, sind echte Empathie mit muslimischen Bürgern und authentische Klarheit, die den gegebenenfalls notwendigen Konflikt nicht scheut. Dazu müssen wir aber zuerst einmal persönliche Kontakte mit Muslimen schaffen und Muslime in ihren äußerst unterschiedlichen Prägungen kennen lernen. Die moderne Vorurteilsforschung in den USA untersucht Vorurteile bei Menschen, die sich selbst als liberal und nicht diskriminierend einschätzen und die sich – aus der Mittel- und Oberschicht kommend - differenziert und politisch korrekt ausdrücken können. Deutlichstes Kennzeichen für Vorurteilsanfälligkeit in diesen Kreisen ist, so fand man heraus, die Kontaktvermeidung mit unangenehmen Gruppen und die durchgängig negative Bewertung dieser Gruppen. Wie sprechen wir über Muslime? Reden wir nur über sie oder auch mit ihnen? Wie viel Kontakt zu Muslimen haben wir? Suchen wir ihn oder vermeiden wir ihn? Ich komme zu meiner abschließenden These:

5. These: Die KFH NW sollte ein Ort der Begegnung mit Muslimen und der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Islam werden.

Wenn wir uns wirklich auf Begegnungen mit Muslimen einlassen, und da spreche ich aus langjähriger Erfahrung mit Studierenden und Lehrenden an der Universität Bethlehem, aber auch mit Muslimen in Deutschland, dann muten wir uns viel zu. Wir werden Fremdheitserfahrungen machen, die verunsichern: Wo gilt es, Fremdes zuzulassen, wo müssen wir konfrontieren, wenn wir der Auffassung sind, hier werden Grundlagen unserer Werteordnung infrage gestellt, wie die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die Toleranz gegenüber nichtreligiösen Menschen usw. Die Kopftuchfrage ist ein Beispiel für diese Verunsicherung.

Im Anschluss an unsere erste Fachtagung, die die KFH NW mit dem islamischen Verband DITIP durchgeführt hat, kam eine Kopftuch tragende junge Frau auf mich zu und fragte mich: „Kann ich bei Ihnen mit Kopftuch studieren?“ Ich gebe die Frage gerne an Sie weiter: Wie hätten Sie darauf geantwortet? Meine Antwort war: „Entscheidend ist nicht, was Sie auf dem Kopf haben, sondern was Sie im Kopf haben. Und damit meine ich nicht nur intellektuelle Fähigkeiten, sondern auch die Bereitschaft und Fähigkeit zu Dialog und Toleranz.“ Ich weiß, dass es auch andere Auffassungen zu diesem Thema gibt, aber ich empfehle dringend, sich nicht auf die Kopftuchfrage zu fixieren.

Zu jedem echten Dialog gehören Empathie und Konfliktfähigkeit.

Papst Johannes Paul II. hat immer wieder und insbesondere mit der Initiierung der Weltgebetstreffen für den Frieden in Assisi seine Wertschätzung für die anderen Weltreligionen zum Ausdruck gebracht. Papst Benedikt XVI. tut dies ebenso, aber er hat einen weiteren Akzent hinzugefügt: den der inhaltlichen Auseinandersetzung. Auch wenn seine Vorlesung in Regensburg zuerst Missverständnisse hervorgerufen hat, so haben doch nach den Klarstellungen des Papstes achtunddreißig muslimische Gelehrte die Herausforderung zum Dialog angenommen und auf eine intellektuell sehr

anspruchsvolle und vom Stil her sehr angenehme Weise reagiert. In solche Diskussionen könnten katholische Hochschulen sich gut einschalten: Wie halten es Islam und Christentum mit der Gewalt? Was sagen Bibel und Koran dazu, und was haben Christen und Muslime im Laufe der Geschichte daraus gemacht? Was sagen Islam und Christentum zum Auftrag der Bewahrung der Schöpfung? Wie organisieren Islam und Christentum soziale Verantwortung? Was tun Christen und Muslime gegen Fundamentalisten in ihren eigenen Reihen?

Ich komme zum Schluss und will einige konkrete Fragen zur KFH stellen, auf die wir Antworten suchen sollten. Eine Frage lautet: Wie könnte eine interreligiöse Öffnung unserer Hochschule aussehen? An der KFH sammeln Kolleginnen und Kollegen erste Forschungserfahrungen im Projekt zum interreligiösen Lernhaus der Frauen und im Forschungsprojekt mit der Universität Bethlehem über Wertvorstellungen palästinensischer und deutscher Jugendlicher. Es wurde mit dem interreligiösen Referat der Erzdiözese Köln und dem Diözesancaritasverband Köln eine Weiterbildung zur interreligiösen Kompetenz für hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Pastoral und der Sozialen Arbeit auf den Weg gebracht, die von der KFH NW zertifiziert wird. Am 10. September 2007 veranstaltet die KFH NW eine zweite Fachtagung in Kooperation mit dem muslimischen Einzelverband DITIB, und wir erwarten dazu an der Kölner Abteilung auch den Jugendbischof Dr. Franz-Josef Bode zum Thema der Interreligiösen Jugendarbeit. In einzelnen Lehrveranstaltungen kommen in den vier Abteilungen durchaus interreligiöse Fragestellungen zum Tragen. Aber reicht das? Wie könnten interreligiöse Fragestellungen curricular verankert werden? Brauchen wir muslimische Lehrbeauftragte oder gar hauptamtliche muslimische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an unserer Hochschule? Auf diese Fragen wird Dr. Hünseler in seinem Grundsatzreferat eingehen und es werden Kolleginnen und Kollegen aus den drei Fachbereichen des Gesundheitswesens, des Sozialwesens und der Theologie Stellung nehmen. Wir freuen uns, dass Frau Schröder als muslimische Absolventin unserer Hochschule aus ihrer Sicht etwas beitragen wird, und gespannt bin ich auch auf das abschließende Resümee aus Sicht des Trägers, das der stellvertretende Verwaltungsratsvorsitzende, Herr Benno Groten, einbringt.

Vielen Dank.